

Serhij Zhadan

Rede vom 15. Februar 2010 im Akademietheater

Immigrant song

1.

Die in der Kindheit angelegten Vorstellungen von der Welt sind meist die beständigsten und positivsten. Kinder haben ein leichtfertiges Vertrauen in die Eltern und eine durch nichts legitimierte Begeisterung für das Verhalten der Erwachsenen. Das kindliche Bewusstsein, noch unbeschwert von Ethik und Konventionen, nimmt die Farben des Lebens ohne Zwischentöne auf und zieht eine exakte Trennlinie zwischen Erwünschtem und Abstoßendem. Später, wenn man größer wird, verschwindet die Trennlinie, die Farben verschwimmen, es bleibt allein das Spiel von Licht und Schatten, Erinnerungen an kindliche Sorglosigkeit, Bruchstücke alter Geschichten oder Überlieferungen, in denen die Welt ganzheitlich und stimmig wirkte und das Leben unendlich zu sein schien, ohne eine Spur von Unrecht.

Die kindliche Verwurzelung in Geografie und Natur, in Geruch und Kontur, Sonnenlicht und heißer Dämmerung formt eine beschauliche, beständige Landschaft, in deren Zentrum du selbst stehst, und alles andere, das du brauchst und nach dem du verlangst, ist ganz nah, in Reichweite der ausgestreckten Hand. Doch alles pflegt zu vergehen. Vor allem die Illusionen. Die Fähigkeit, sie zu erhalten, sie gegen alle Versuchungen und Gefahren zu bewahren, gehört zu den wertvollsten Charaktereigenschaften. Wie die allergrößte Kostbarkeit bewahren wir uns Reste der kindlichen Vorstellungen von der Erwachsenenwelt, denn im Großen und Ganzen bleibt uns ja nichts anderes. Natürlich, es gibt auch die Erfahrung, geprägt von Verlusten und Zugeständnissen, Kompromissen und – nützlich wie ein Kropf – nüchterner Betrachtungsweise.

Was weiß ich von dieser Welt? Einer grenzenlosen und unvollkommenen Welt, wobei ihre Unvollkommenheit grenzenlos und ihre Grenzenlosigkeit längst nicht vollkommen ist. Alle meine Kenntnisse beziehen sich weniger auf die Erfahrung, als auf die Erinnerung. Mir schien immer –

und mir scheint es auch heute so – das Wichtigste ist, sich an alles erinnern zu können. Und an was du dich nicht erinnern kannst, das mal dir wenigstens aus.

2.

Einen besonderen Platz in unserer Familienmythologie nahmen immer die Geschichten ein, die mit dem Zweiten Weltkrieg zu tun hatten. Diese Geschichten betrafen vor allem meine beiden Großmütter, die aktiv an diesem Krieg teilgenommen hatten. Sie waren keine Panzerfahrerinnen, sie flogen keine Bombenflugzeuge und stellten sich nicht mit ihrer Brust vor feindliche Schießscharten (auch wenn in meinem kindlichen Bewusstsein längere Zeit Bilder der zwei Mütterchen lebendig waren, wie sie zum heroischen Kavallerieangriff antreten, doch das ist natürlich der Propaganda mit ihrer ganz allgemein militärischen Ausrichtung zuzuschreiben). Die Großmütter also. Sie beide waren medizinische Helferinnen und nahmen im großen und ganzen nicht an den Kampfhandlungen teil, was mich seinerzeit herb enttäuschte. Meine Großmutter mütterlicherseits zog mit den Sowjetstreitkräften durch Warschau und bewahrte sich ein Leben lang wenig positive Eindrücke von den Polen, die aus irgendeinem Grund nicht besonders gastfreundlich waren und wenig Enthusiasmus für die neuen Herren zeigten. Die Großmutter väterlicherseits kam über Ungarn nach Österreich und äußerte sich ebenso wenig schmeichelhaft über eine ganze Reihe zentraleuropäischer Völker, als da wären die Ungarn, die Rumänen, die Österreicher, die Tschechen und Slowaken, auch über alle Balkanvölker insgesamt. Mit dieser, sagen wir einmal österreichisch-ungarischen, Großmutter hängt eines unserer größten Familiengeheimnisse zusammen. Der Überlieferung nach lernte meine Großmutter während der Kampfhandlungen in Österreich (in meiner kindlichen Vorstellungskraft war das während einer Kavallerieattacke) ein Mitglied der Widerstandsbewegung kennen, das an unserer Seite kämpfte. Was seine Nationalität angeht, gibt es unterschiedliche Versionen. Einmal hieß es, er sei ungarischer Zigeuner gewesen, ein andermal wiederum im Gegenteil – ein rumänischer Serbe, wieder ein andermal hieß es, er habe direkt vom Balkan gestammt (also ein Kroat oder Montenegriner oder höchstens, sagen wir, Albaner), aber von Zeit zu Zeit konnte man auch hören, er sei ein Aufklärer aus Saratow gewesen, welcher Nationalität, das war schwierig zu sagen, denn bei denen dort in Saratow kriegt man überhaupt schwer auseinander, wer welcher Nationalität ist. Und dieser Saratower Zigeuner mit ungarisch-albanischen Wurzeln nun war mein Großvater väterlicherseits. Wo ist

das Problem, sollte man meinen – man merkt sich seinen Namen, macht ihn nach dem Krieg ausfindig und bewirkt die Familienzusammenführung. Doch wie sich herausstellte, war das alles nicht so einfach. Hierzu meldet die Familienüberlieferung, meine Großmutter väterlicherseits sei im Jahre 1945, nach Kriegsende, aus dem Krieg zurückgekehrt (auf einem Kavalleriepferd, stellte ich mir vor, mit angesengtem rotem Banner), und beim Umsteigen auf dem Moskauer Bahnhof (denn wie sonst kommt man von Österreich in die Ukraine zurück? Nur über den Moskauer Bahnhof) wurde ihr der Koffer mit ihrer ganzen persönlichen Habe gestohlen, vor allem aber – mit der Adresse und dem Namen des serbischen Großvaters aus Saratow. Mit einem Wort, mein Papa wuchs vaterlos auf, und seine Beziehungen zum historischen Vaterland beschränkten sich auf Besuche im sozialistischen Bulgarien und im nicht minder sozialistischen Jugoslawien Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre, als Held des ebenso sozialistischen Wettbewerbs. Die Familiengeheimnisse verschwanden im Nebel, die zentraleuropäischen Wurzeln interessierten kaum jemanden, man schob alles auf den Krieg und Großmutter angeborenen Leichtsinns. Mir jedoch hat diese Geschichte niemals Ruhe gelassen. Man will sich die Vergangenheit immer schöner ausmalen als sie war, besonders wenn es sich um die Vergangenheit von anderen handelt. Wer war er, fragte ich mich, dieser mein heldenhafter Großvater väterlicherseits? Wo war er geboren, wovon lebte er? Wofür hat er meine heldenhafte Großmutter väterlicherseits lieb gewonnen? Für ihren Heldenmut vielleicht? Und wie hätte alles kommen können, wenn er nicht im Strudel der gnadenlosen Geschichte verschwunden wäre? Heißt das jetzt, dass ich auch ein Rumäne hätte sein können? Oder ein Serbe? Oder überhaupt irgendwo in Saratow geboren sein können? Saratow schied ich sofort aus – Saratow gefiel mir überhaupt nicht, und ich habe bis heute nur eine schwache Vorstellung davon, wo das ist und womit die dortige Bevölkerung sich in Friedenszeiten beschäftigt. Die ungarisch-balkanische Variante jedoch lockte mit ihrer Unberechenbarkeit und Unverbindlichkeit. Ach, dachte ich bei mir, wenn ich ein Ungar wär'. Ich würde im guten alten Budapest leben, meine Eltern wären normale Liberale, hätten ihr kleines Business, würden mir eine normale Universitätsbildung zukommen lassen, ich würde irgend so ein anständiger Ingenieur werden, mit nettem Diplom, mit den üblichen Aussichten, und würde am Ende reinen Gewissens mit einem Haufen Schulden irgendwo nach Berlin abhauen, um Pizza zu verkaufen. Tolles Leben, unbegrenzte Möglichkeiten. Anders wäre es, dachte ich, wenn ich Rumäne wär'. Meine Eltern wären Kommunisten, wären aber rechtzeitig in irgendeine liberale Partei eingetreten, und ich hätte die Landwirtschaftsschule absolviert und würde mich darauf

vorbereiten, als Agronom den Agrarsektor in Schwung zu bringen, meine Eltern würden mich unterstützen, so gut es geht, das heißt moralisch, und ich hätte gar keine üblen Möglichkeiten zur Realisierung meiner landwirtschaftlichen Ambitionen, bis eines schönen Tages mein Vaterland in die große Familie der europäischen Völker aufgenommen würde und ich nunmehr besten Gewissens nach Berlin abhauen könnte, die geliebte Pizza verkaufen. Am besten aber wäre es, in Albanien geboren zu sein. O Albanien, Königreich von Verständigung und Wohlstand, Land von Sonne und Wiedergeburt! Deine weisen Monarchen bieten dem Asiatensturm die Stirn und kontrollieren Europas Off-shores, deine Weisheit bringt der NATO nördliche Unzurechnungsfähigkeit mit südlichen Plündererstimungen in Einstimmung, dein Haar wird umspült von den Wogen dreier Ozeane, dein abgearbeitetes Herz pumpt russisches Erdöl durch die Adern wie heißes Blut. Mit einem Wort, jede dieser Varianten hat ihre eigenen Vorzüge. Das launische Schicksal aber wollte es anders.

3.

Das launische Schicksal schenkte uns die Möglichkeit, im besten aller Länder geboren zu werden. Damals in den Siebzigern, als die ganze Welt für mich in den Reisekoffer meines Vaters passte, in dem er meinem Bruder und mir Geschenke aus dem sozialistischen Jugoslawien mit brachte, hatte ich sicher nichts mit dem Balkan am Hut, noch weniger mit Ungarn. Das Leben spielte sich vor allem auf der Straße ab, auf der ich aufwuchs, das glühende Gold der Sonne brannte auf meinem kurzgeschorenen Kopf, blau floss der Himmel zu den Schwarzmeerhäfen, und der Eiserne Vorhang blinkte in der Sommerluft, ließ Nickel oder Aluminium funkeln und erzeugte eine Stimmung von lauschiger Ordnung. Die Erinnerungen an die Kinderjahre sind nur deshalb warm und nostalgisch, weil wir als Kinder schlecht in Geografie waren. Erst später entwachsen wir unserem Land, wie man einer Schuluniform entwächst, wir erlebten den Fall der Mauern und den Zerfall von Imperien, wurden Zeugen historischer Brüche und ökonomischer Krisen. Das launische Schicksal erlaubte es uns, durch diese ganze kühle trübe Zeit zu tapsen, durch diesen ganzen Finanzkollaps, durch die geopolitischen Erdrutsche, durch die Epoche Ludwigs, die Geburt chimärischer Utopien zu erkennen, das Entstehen eines neuen Babylons, die Tötung der Neugeborenen und die große Völkerwanderung. Wirtschaftsreformen machen den Menschen zwar böse, aber nicht scharfsinniger. Die Zeit verrann wie Sand zwischen den Fingern, das Leben wandelte sich wie das Wetter, und die einzige Konstante, das einzige

unveränderliche Zeugnis unseres Erwachsenenlebens war die ständige, allgegenwärtige Massenemigration, die schon Ende der achtziger Jahre begann und niemals endete, wie mir scheint. Manchmal habe ich den Eindruck, alle sind immerzu nur ausgewandert. Freunde und Klassenkameraden emigrierten. Kommunisten und Dissidenten emigrierten. Lehrer und Arbeitslose, Männer und Frauen emigrierten und nahmen in die fernen Länder nur mit, was ihnen das Teuerste war – Fotos von ihren Kindern und den Fotoapparat selbst, um ihn zu verkaufen. Sogar meine damalige Schuldirektorin ist emigriert. Sie erzieht heute die Kinder in Italien. Wenn ich an ihre Erziehungsmethoden denke, bin ich beruhigt, was die Kinder in Italien angeht. Die Wellen der Emigration netzten, wie die Wellen des Schwarzen Meeres, mit weißem Schaum die Staatsgrenzen der Republik und versickerten leicht und unaufdringlich im grenznahen Sand, einen Beigeschmack von Freude und Tränen hinterlassend. Diese Wellen unterschieden sich durch Nuancen voneinander, durch den Gehalt an salzigen Tränen und scharfem Ufersand. Ich weiß nicht, ob die freie Welt wirklich eine derartig zahlreiche und unkontrollierte Bewegung von wandernden Massen braucht, die sich von ihrem eingesessenen Ort losreißen und auf der Suche nach höherer Gerechtigkeit und billigem Wohnraum durch die alten, wehrlosen Städte irren. Tausende freiwilliger Exilanten, die die symbolischen europäischen Grenzen überschreiten in dem Versuch, um jeden Preis die süßen vereinten babylonischen Vorstädte zu erreichen, löschen ihre Erinnerungen aus, entsagen ihrer Vergangenheit, ändern ihre Biografien, unterschreiben Verträge und fahren weg, weit weg von der ungastlichen Sonne ihres hoffnungslosen Vaterlandes.

Dieses frische, heiße Blut der neuen europäischen Emigration. Diese fröhlichen, enthusiastischen Nachbarn, die sich in euren Straßen niederlassen und euch Ruhe und Beschaulichkeit rauben. Wir sind eine Familie, das launische Schicksal hat uns die Möglichkeit gegeben, das Leben bei euch zu versuchen, und wenn ihr einmal etwas gegen die orientalische Musik habt, die ich höre, liegen mir die Gegenargumente zum gemeinsamen historischen Erbe auf der Zunge. Die neuen europäischen Emigranten wecken, wenn schon nicht Liebe, dann doch Respekt – wo findet man sonst eine derartige Konsequenz und Sturheit beim Versuch, die eigene Skepsis zu äußern und beim Unwillen, die fremde Sprache zu lernen. Die jungen Emigranten, die die Bahnsteige von Wien, Berlin und Hamburg betreten und Erinnerungen an Istanbul, Minsk oder meinetwegen sogar Saratow im Gepäck haben, beweisen schon durch ihr

Aussehen, wie wechselhaft und ephemer der Begriff Geografie ist. Glücklicherweise ihrer bedrückenden totalitären Vergangenheit entronnen und mit der einträchtigen Familie der europäischen Völker vereint, lassen sie doch immer eine Tür offen. Ob sie im Internetcafé mit billigem Telefon oder im nationalen Fastfood-Laden sitzen, oder einfach im Park unter ihresgleichen, es regnet Flüche auf die westlichen Demokratien, die sie hierher geholt haben – auf den Platz des vereinten Europa. Schuld an allem sind die westlichen Demokratien – am Zerfall der Sowjetunion und am vorzeitigen Ende des kalten Krieges, der für uns so günstig verlief, an der Störung des allgemeinen geopolitischen Gleichgewichts und dem Zwang zu der uns unerträglichen politischen Korrektheit, die uns das Gefühl der Minderwertigkeit gibt und das Vergnügen raubt, ihre größte Schuld aber ist die deutsche Grammatik, all diese unzähligen Vergangenheitsformen, in denen man sich einfach nicht zurecht findet, die man nicht lernen kann. Da bleibt es nur, den Alltag zu leben, der uns unaufhaltsam und unwiederbringlich verändert, uns von unserer Vergangenheit entfernt – mit ihrem süßen Glauben und ihren bitteren Enttäuschungen.

4.

Wir Kinder, die wir an den sowjetischen Schulen Deutsch gelernt haben, hatten unsere eigenen Vorstellungen von Deutschland. Sie verdankten sich ausschließlich unserer Deutschlehrerin – einer strengen, wenn auch, muss man sagen, gerechten und kompromisslosen Frau. Mit leichter Information und schwerer Hand formte sie in unseren Köpfen das Bild der DDR – einer Republik von Frieden und Verständigung, bewohnt von gutmütigen, wenn auch etwas einfältigen Menschen. Diese Bürger waren Ausländer, sie erinnerten nicht im geringsten an unsere internationalistischen Brüder, und wohnen konnten sie ausschließlich in Dresden oder Weimar, niemals in, sagen wir, Minsk oder Odessa. Ganz zu schweigen von Saratow. Die Illustrationen in den Schulbüchern zeigten die Bürger der DDR als sorglose Männer in geckenhaften karierten Sakkos oder aber als lächelnde Fräuleins mit gewagter Frisur. Außerdem waren in den Fibeln eine Unzahl von Schülern abgebildet, kaum aber ältere Menschen, aus dem einfachen Grunde, weil die Menschen in der DDR nicht alterten, sondern sich auf lange Zeit ihren frischen Geist und biegsamen Körper bewahrten. Wie Elfen. Oder Zombies. Die Lehrerin versuchte uns zu überzeugen, dass die DDR genauso ein Land wäre wie unseres, nur ein bisschen Probleme mit Berlin-West hätte sie und eine schwierige Grammatik, dennoch sei das immer noch besser als

zum Beispiel Ungarn, wo von Grammatik überhaupt nicht die Rede sein könne. Jedoch blieben all diese Versuche des sowjetischen Bildungssystems, uns das sozialistische Brudervolk in seiner ganzen natürlichen Attraktivität, mit seinen zwar zahlreichen, aber wenig störenden Schwächen zu zeigen, ohne großen Erfolg - wir lernten es nicht, die ferne deutsche Gesellschaft als Nachbarn und Schicksalsgefährten wahrzunehmen. Schuld daran war womöglich auch die offizielle Propaganda mit ihrem ungesunden antifaschistischen Eifer. Wir Kinder des Imperiums wurden zwischen zwei informationstechnischen Schwungrädern zerrissen - einerseits brachte die Deutschlehrerin uns bei, dass erst der Internationalismus Menschen aus uns machen und unsere halbgaren Gehirne auf Vordermann bringen würde, andererseits klebten sich unsere Väter Bilder vom Generalissimus Stalin in die Fahrererkabine ihrer Lkws, und vor die Wahl gestellt zwischen FDJ und Stalin, zogen wir unwillkürlich doch den schnauzbärtigen Generalissimus vor, vielleicht deshalb, weil er immerhin Georgier war, und die Georgier wurden in der Sowjetunion traditionell geachtet. Fast so wie die Albaner auf dem Balkan.

„Wie heißt du?“ spielten wir die Dialoge im Deutschunterricht nach.

„Ich heiße Hans“.

„Wo wohnst du?“

„Ich wohne in Dresden.“

„Was ist dein Hobby?“

„Mein Hobby ist Sport. Und wie heißt du?“

„Ich heiße Marta“, antwortete die Klassenkameradin.

„Wo wohnst du?“

„Ich wohne in Dresden.“

„Was ist dein Hobby?“

„Mein Hobby ist auch Sport.“

Ein Gespräch zwischen Menschen, die sich offenbar abgrundtief misstrauen.

Das war Mitte der achtziger - eine Zeit, da die Waagschalen sich noch nicht rührten und die Zeiger auf der Uhr unseres guten alten Imperiums des Bösen noch nicht zum Stillstand gekommen waren. Noch funktionierten alle Mechanismen reibungslos, umrundete noch die

Sonne gesetzten Maßes das Himmelszelt und tauchte Abend für Abend in die kühlen Wogen des Atlantiks ein. Kein Schimmer von Geopolitik, keine Anzeichen von möglichen Problemen, kein Grund für Verzweiflung und Unglauben.

Da ist sie, meine DDR – die schattig kühlen Linden, der majestätische Fernsehturm auf dem Alexanderplatz, Goethe und Schiller nachdenklich und solide, und zahllose karierte Sakkos, wie sie in Saratow selbst für großes Geld nicht aufzutreiben waren. Ein aufgeräumtes Operettenland mit zuvorkommenden Menschen und freundlichen Absichten, ein Land, das gut auf die Seiten von Schulbüchern passt und phonetischen Genuss mit grammatischer Zucht vereint. Man wollte die Sprache dieses Landes lernen, um eines Tages einmal in dieses Dresden zu kommen, dort das schönste Dresdner Mädchen zu treffen und es sanft mit den Worten anzusprechen: „Sei gegrüßt, Kleine! Ich heiße Kolja. Ich wohne in Saratow. Du wirst es nicht glauben, aber mein Hobby ist Sport.“

Einige Jahre später las ich Nietzsche und begriff, dass auch das deutsche Brudervolk seine Probleme hatte.

5.

Doch wodurch unterscheidet sich die Realität von unseren kindlichen Vorstellungen? Die Realität zeichnet sich durch ihre Unerschöpflichkeit aus. All die zerbrechlichen Kindesvorstellungen von den Linden verblassten und erloschen im Vergleich zu dem Unmaß an Möglichkeiten und Überraschungen, die das Leben bereit hielt. Wenn du das Glück hattest, dich im Auge der Geldentwertung zu finden, wenn du das Wort Jugend mit der Inflation verbindest, wenn es dir beschieden war, die Narben auf dem Fell des Vaterlandes aus nächster Nähe zu sehen, wirst du dich bis zuletzt an dieses Leben klammern, wirst es mit aller Kraft festhalten so wie Schwarzfahrer sich an die Kontrolleure klammern, die sie aus dem Zug werfen wollen. Denn manche Dinge prägen sich uns bis ans Ende unserer Tage ein und bringen dieses Ende unwiderruflich näher.

Mitte der neunziger waren wir etwa zwanzig. Eine Generation, die Probleme mit Geld und mit ihrem Selbstwertgefühl hatte. Es war eine Zeit unglaublicher Finanzmanipulationen und

halsbrecherischer Lebensläufe. Die Zeit der eisernen Kioske mit Alkohol, die über Nacht von einem Ort zum anderen getragen wurden, um die Pacht zu sparen. Die Zeit des hausgebrannten polnischen Spiritus, an dem die Schwächsten starben und die Härtesten im Geist erstarkten. Die Epoche der allmächtigen Deutschmark, die die Tür zu sämtlichen Bierhallen unserer Republik öffnete. Ein Bekannter von mir, fällt mir jetzt ein, hat für zehn Dollar ein internationales Poetenfestival organisiert. Was wussten wir damals von der großen Familie der europäischen Völker, von neuer europäischer Identität, die sich im Kampf der Ideen und Konzeption herausbildete? Keinen Schimmer hatten wir. Damals, in jenen fernen und süßen Zeiten ging es nicht um einen Euroatlantismus im postsowjetischen Raum. Es ging vor allem um die planmäßige Abschaltung des Stroms. Euroatlantismus, das war unter diesen Bedingungen etwas allzu Abstraktes. Und die westlichen Demokratien besaßen Anziehungskraft vor allem als ein gewaltiger Markt für Haushaltselektronik. Meinen Freunden und mir ging es nicht einmal um die Emigration. Wir blieben zu Hause, in den entvölkerten depressiven Millionenstädten, um den großen Verfall zu beobachten und auf die große Wiedergeburt zu warten. Und was wir damals sahen und in Erinnerung behielten, davor kann sich die ganze Demokratie verstecken.

Obwohl der Westen weiter lockte mit seinen grenzenlosen und unerschöpflichen Möglichkeiten. Er zog an und führte in Versuchung. Man konnte Bügeleisen transportieren und normale Geschäfte in Polen machen. Das versprach reiche Dividende und ernsthafte gesundheitliche Probleme. Man konnte unter glücklichen Umständen auch Bandit werden und die Bügeleisentransporteure ausrauben. Das versprach nicht minder reiche Dividende, und die gesundheitlichen Probleme pflegten in diesem Fall rasch und endgültig gelöst zu werden. Als weitere Varianten kam in Frage, als Prostituierte in Tschechien oder als Putzfrau in Portugal zu arbeiten, aber diese Varianten haben meine Freunde und ich nie ernsthaft in Erwägung gezogen. Wie dem auch sei, die fernen Städte des Westens glänzten neblig im schwarzen Dämmerlicht und erleuchteten mit ihrem Abglanz unsere Luft, die schwarz war wie ein Beerdigungsanzug. Unsere älteren Brüder, die aus Polen und Österreich zurück kamen mit Schrammen am Kopf und Deutschmark in den Taschen, sagten, leben müsse man dort. Aber das verdiente Geld gebe man besser zu Hause aus. Ich war immer skeptisch und optimistisch genug, um nicht von Flucht und Grenzüberschreitung zu träumen. Sicher fühlte ich mich zu Hause zwar nicht, aber es war komfortabel zwischen toter Industrie und junger Demokratie. Die Bekanntschaft mit der

westlichen Kunst, die erschüttern und bedrücken sollte, beflügelte mehr, als dass sie bedrückte. Ich erinnere mich, wie eines ungewöhnlich kalten, endlosen Winters, irgendwann zwischen Stromabschaltung und erneutem Anstieg der Inflation ein alter Dissidenten-Poet uns besuchte, ein fanatischer Liebhaber der Sozialdemokratie und der Literatur, unser leider inzwischen verstorbener Freund Walter. Er hatte zwei große Lederkoffer bei sich. Auf der Fahrt von Deutschland war sein Reisebus zweimal von Banditen überfallen worden. Seine Koffer ließ man aus irgendeinem Grund unangetastet. Er ging durch unsere gefrorenen Straßen, las seine Gedichte und ließ uns vom polnischen Selbstgebrannten kosten. Alle fragten sich, was der Alte da angeschleppt hatte in seinen Lederkoffern. Bestimmt irgendwelche Bügeleisen. Oder Toaster. Gedichtsammlungen ja wohl nicht, oder? Aufklärung gab es erst kurz vor seiner Abreise. Die Bekannte, bei der er wohnte, sagte mir mit abgewandtem Blick: „Weißt du,“ sagte sie, „ich kam morgens zu ihm ins Zimmer. Und da waren diese Koffer. Geöffnet, verstehst du? Weißt du, was er darin hat?“ – „Bügeleisen?“ vermutete ich. „Wieso Bügeleisen?“ sagte meine Bekannte verständnislos. „Unterhosen hat er darin. Zwei Koffer voller Unterhosen! Kannst du dir das vorstellen?“ – „Na ja,“ erwiderte ich, „das ist eben die westliche Demokratie: dort kann sich ein Schriftsteller zwei Koffer Unterhosen leisten.“

6.

Im Herbst 2009 erhielten meine Musikerfreunde (es gibt so eine tolle Charkower Band namens „Hunde im Kosmos“) Schengener Visa und brachen zur ukrainisch-polnischen Grenze auf. Wir fuhren mit einem eigenen für diesen Zweck gekauften alten, halb zerfallenen Renault-Bus. Der Renault verlor reichlich Öl, was wir lange nur den Mängeln des französischen Maschinenbaus zuschrieben. Um Benzin zu sparen, schoben wir den Bus über die polnische Grenze und fanden uns auf dem Territorium des vereinten Europa wieder. Auf der polnischen Seite stieg ein weiterer blinder Passagier zu, und wir gaben fröhlich Gas. Ich als alter Opportunist brachte den „Hunden“ Benimmregeln bei. Hauptsache ihr achtet auf politische Korrektheit, sagte ich, und kauft Fahrkarten im öffentlichen Verkehr.

Und während die Zöllner an der ukrainischen Grenze den traditionellen Hass derjenigen, die bleiben, auf diejenigen, die ausreisen, verkörperten, versprach die polnisch-deutsche Grenze, wie eine ephemere Ansichtssache im Körper der Schengen-Zone, unauffällig und leicht überwindbar zu werden. Dennoch und immerhin – das Leben ist viel überraschender und unvorhersehbarer als alle unsere Klischees und Stereotypen. Das erste Mal wurden wir auf polnischer Seite angehalten. Die Polen musterten aufmerksam und ungläubig all unsere Trommeln, und als sie keine Spur Kokain daran fanden, ließen sie uns fahren, sollten die kräftigen deutschen Kollegen das Problem schultern. Auf deutscher Seite wurden wir zweimal angehalten. Beim ersten Mal kontrollierte man lange unsere Reisepässe. Und als das goldglänzende Schengen sich schon in vollem Glanz vor uns auszubreiten schien, hielt uns doch noch eine Patrouille an. Beim Anblick der Trommeln kam Leben in die Polizisten. „Musiker?“ fragten sie. „Ja,“ antworteten wir und wägen unsere Worte wohl. „Punks?“ Die Patrouille schien immer amüsiertes. „Ja,“ stimmten wir zu und umringten den öltriefenden Renault im engen Kreis. „Habt ihr Drogen?“ fragte vertraulich einer der Beamten. „Nein,“ antworteten wir im Chor. „Wieso nicht?“ wunderte sich der Polizist. „Ihr seid doch Punks.“ „Ja doch,“ wiederholten wir. „Das heißt also, Sex, Drogen und all das,“ fragte er hartnäckig. „Nein, danke“, blieben wir ebenso stur. „Das gibt es nicht,“ erhitzte sich der Beamte, „alle Punks haben Drogen. Alle.“ Er sprach so überzeugend, dass ich irgendwann dachte, er würde uns gleich etwas zum Kauf anbieten. Er aber warf nur einen enttäuschten Blick auf unsere Trommeln, unseren unseligen Renault, wünschte uns künstlerischen Erfolg und verschwand spurlos im grenznahen Nieselregen. Schließlich hatte uns ja auch niemand versprochen, dass wir hier freudig begrüßt werden würden.

Einige Tage später, nach allen Auftritten und Reisen, nach Partys auf einem Schiff und Bekanntschaften mit Hamburger Prostituierten, Besuchen im Tangoklub und einer ganzen Reihe zweifelhafter Lokale saßen Sascha und ich in Berlin und suchten fieberhaft nach irgendeinem Bus, mit dem wir in die Heimat zurückfahren könnten. Unser Renault hatte sich glücklich am eigenen Öl verschluckt und verrottete reglos an der Strecke nach Hamburg. Mit ihm würden wir nicht mehr zurückkommen. Aber Berlin ist eine große Stadt, sagte Sascha, dort finden wir leicht einen billigen Bus. Man müsse nur wissen, an wen man sich wendet. Das Problem war, dass keiner unserer Bekannten mit Bussen handelte. Wir kauften sogar eine Zeitung mit russischen Kleinanzeigen, fanden dort ein Foto von uns, von Bussen dagegen war in der Zeitung nicht die

Rede, nur von Assimilationsproblemen und der Erhaltung des russischen Kulturerbes. In den Kleinanzeigen boten vor allem Freudenmädchen und Sanitärtechniker ihre Dienste an, es gab auch eine ehemalige Opernsängerin, die unvergessliche Familienfeiern mit Gesang und Selbstgebackenem versprach, aber weder die leichten Mädchen, noch die Klempner und bedauerlicherweise auch die ehemalige Opernsängerin nicht, konnten uns helfen. Mit einem Bus, meine ich. Da blieben nur die Türken. Sascha rief den vormaligen Besitzer des verschiedenen Renault an, und der pflichtete ihm freudig bei - an die Türken solle man sich wenden, die Türken sind in diesem Land - er meinte Deutschland - allmächtig. Wir zählten unser Geld nach und brachen auf.

Die Türken saßen im Bezirk Tempelhof - an dem ehemaligen Flughafen, in jüngerer Vergangenheit die Luftbrücke nach West-Berlin. Hier war alles still, ruhig und depressiv. Die Türken hatten die ganze Straße besetzt. Die Straße bestand aus Lagerräumen und riesigen Parkplätzen voller kaputter Autos. Hier und da standen Kleinlaster mit polnischen Nummernschildern. Die Autos auf den Parkplätzen boten einen schrottigen und zwielichtigen Anblick. Das ist unser Tag, dachten wir, und begannen den Handel.

Bald waren wir umringt von einer lauthalsigen Traube von Türken. Sie hatten lange daran zu knabbern, dass wir kein Türkisch verstanden. Das Schlimmste war, dass auch wir ihr Deutsch nicht verstanden. Sie riefen sogar einen Janek in Polen an, damit der Russisch mit uns sprach, aber dieser Janek konnte auf Russisch nur Guten Tag und seinen Namen. Also mussten wir mit den Türken direkt handelseinig werden. „Was wollt ihr?“ fragten die Türken und ihre Schnurrbärte tanzten aufgeregt auf und ab. „Wir brauchen einen Bus,“ erklärten wir, „um in die Ukraine zu fahren. Später geben wir ihn euch zurück,“ versicherten wir. „In die Ukraine?“ verstanden die Türken endlich, „ihr wollt in die Ukraine? He, he!“ schnatterten sie alle auf einmal, „sie müssen in die Ukraine, sie müssen in die Ukraine!“ - „Könnt ihr uns helfen?“ unterbrach ich. „Ja,“ antworteten die Türken. „Achtzig Euro für zwei Wochen. „Wie viel?“ fragte ich ungläubig. „Achtzig,“ wiederholten die Türken. „Für zwei Wochen.“ „So billig?“ wunderte ich mich. „Wahrscheinlich ein alter Bus,“ vermutete Sascha. Der jüngste Türke lief irgendwo in einen Laden und kam gleich darauf mit einer ganzen Schachtel voller Autokennzeichen wieder. Er warf die Schachtel auf den Boden. „Sucht euch eins aus,“ sagte er. „Was ist das?“ fragten wir

verständnislos. „Nummernschilder,“ erklärte der Türke. „Ukrainische. Du schraubst sie an und fährst zwei Wochen damit.“ „Und danach?“ fragten wir verständnislos. „Danach werft ihr sie weg,“ erklärte der Türke. „Wenn ihr sie länger braucht – zweihundert Euro.“ „Und der Bus?“ „Ein Bus?“ Der Türke war ratlos. „Einen Bus haben wir nicht. Wir haben nur Nummernschilder.“ „Und wo sollen wir sie anschrauben?“ fragten wir. Die Antwort verstand sich von selbst.

Was hatte diese Straße voller Türken und Gebrauchtwagen mit meinen kindlichen Vorstellungen vom Alexanderplatz gemeinsam? Was hatten die kindlichen Vorstellungen mit mir gemeinsam – dem Mann ohne Bus und sogar ohne Nummernschild, ohne Wissen und Ahnungen, nur mit dem Wunsch, noch eine weitere Staatsgrenze zu durchbrechen, alle Zoll- und Passkontrollen zu umgehen, erfolgreich alle Finanzoperationen abzuschließen, deren endliches Ziel doch nur die endlose Wanderung durchs vereinte Europa ist, das ziellose Überwinden der Grenzen, der störungsfreie Verkehr von einem Ort zum anderen, ohne bestimmtes Ziel und ohne besondere Enttäuschungen. Die Orte Europas unterscheiden sich nur durch die Anzahl der Immigranten und die Benzinpreise. Überall die gleichen Massen von Zugereisten, überall das gleiche Verlangen und die gleiche Tristesse, die Freude der jungen Männer und die Hoffnungslosigkeit der alten Frauen, das Gemisch von Sprachen und Biografien, die Vielstimmigkeit auf den Straßen und Marktplätzen, Flughäfen und Bahnhöfen, in Universitäts Hörsälen und auf Polizeiabschnitten. Fern von der Heimat entwickelst du aufrichtige Gefühle für sie, besondere Begeisterung oder Widerwillen, zu Hause empfindest du das alles nicht, aus den Fenstern deiner Wohnung scheint die Welt endlos zu sein und die umgebenden Landschaften – durchgekaut und trostlos. Seine Illusionen wird man am besten dadurch los, dass man ins Exil geht. Und zwar ohne Aussicht auf Rückkehr.

Abends saßen wir auf dem Alexanderplatz, am Fernsehturm, und versuchten, die ehemalige Opernsängerin zu erreichen.

7.

Etwas Ähnliches geschieht, wenn man sich plötzlich in einer fremden Stadt findet. Ohne Freunde, ohne Bekannte, ohne besondere Aufgaben – man steigt einfach, sagen wir, am Bahnsteig Budapest-Keleti aus dem Belgrader Zug, im frühen März, an einem windstillen warmen

Tag. Du kommst raus und siehst dieses ganze Keleti mit seinen Zigeunern, die Comics verkaufen, und Russen, die Armbanduhren verkaufen, um sich eine Rückfahrkarte leisten zu können. Du trittst aus dem Bahnhofsgebäude auf die Straße, unter dem grauen Himmel des alten Budapest, siehst die niedrigen Wolken von der Donau herüber ziehen, die Schneereste, die auf der Straße tauen, siehst die unverzagte Menschenmenge am Bahnhof zu den Straßenbahnhaltestellen eilen und folgst ihr, biegst in Seitenstraßen ab, fernab von den Kaufhäusern und Banken, irgendwo in die Tiefe der Stadt hinein, dorthin, wo ihr märzenes Herz schlägt.

Als ich mich damals von Keleti in die engen Viertel in Bahnhofsnähe schlug, geriet ich auf einen kleinen Marktplatz, unmittelbar an einer Kreuzung. Um diese Zeit war es fast leer hier, nur in den Höfen taute der schwarze Schnee und die letzten Verkäufer packten ihren Kram zusammen, wollten nach Hause. Das war ein seltsames Viertel – keine Reklame, keine Lieferwagen, keine Schilder, alte, unrenovierte Gebäude, nasse Bäume, deren Zweige sich exakt in der Luft abzeichneten, Gemüse auf dem Straßenpflaster, Wolken, die über den Dächern hingen. Ich dachte plötzlich, dass ich ja auch hier hätten geboren sein können, hier in diesen grauen, hoffnungslos-hallenden Vierteln, gleich neben dem Bahnhof, dass ich jeden Morgen an die Gleise laufen und mit fröhlichem Pfeifen die Züge nach München und Paris hätte verabschieden können, Sonntags über den Basar bummeln, den russischen Touristen Tabakbeutel und Taschentücher entgegenstrecken, zur Schule um die Ecke gehen, den Unterricht schwänzen, die Straßenhändler um Schokolade und Äpfel anbetteln. Ich hätte aus den Fenstern meiner Wohnung auf diese tiefen Wolken, den dunklen tödlichen Schnee schauen und von fernen Ländern träumen können, von süßer Vertreibung, Flucht und Vergessen, und am Ende von Wiederkehr.

Die Donau hatte sich zu der Zeit schon in ihr Bett zurückgezogen und am steinernen Kai standen ganze Reihen von herausgefischten Schuhen, die offensichtlich von den diesjährigen Wasserleichen stammten. Ja, und hier könnten auch meine Schuhe stehen, dachte ich unwillkürlich. Diesem Gedanken ging ich jedoch nicht weiter nach. Um in der Donau zu ertrinken, dachte ich, muss man ja nicht unbedingt in ihrer Nähe geboren sein. Das sind alles Stereotype, dachte ich, und brach zum Bahnhof auf.

8.

Weshalb spreche ich von Stereotypen? Vielleicht deshalb, weil man es überwiegend damit zu tun hat. All das Interesse, das deiner Meinung nach deine Heimat und deine Landsleute wecken sollten, reduziert sich in Wirklichkeit auf das Wiederkäuen irgendwelcher bizarrer, chimärischer Vorstellungen von unserem Teil des wilden Ostens, aus dem ich hierher geraten bin. Unser Wissen von der Welt beschränkt sich gewöhnlich auf die Stereotypen und Klischees, die unsere ersten Lehrer unseren wehrlos kindlichen Köpfen eingehämmert haben. Wir wissen so gut wie gar nichts voneinander, Witze und Spielfilme genügen uns völlig, Google lässt uns die Traurigkeit und Begeisterung nicht erahnen, mit der ferne Städte leben, von denen wir überhaupt gar nichts wissen. Wie willst du dann erst etwas über das Leben der anderen erfahren? Da hättest du in irgend einem polnischen Provinzstädtchen aufwachsen müssen, irgendwo im Osten, nahe der Ukraine, hättest zur alten Schule gehen und die schrecklichen, völlig überflüssigen exakten Wissenschaften pauken, jeden Tag fernsehen, durch die dunklen leeren Straßen des Abends irren müssen mit einer einzigen Bar und einem Kino, hättest Zeitung lesen und von der Zeit träumen müssen, da es möglich sein wird, überall hin zu reisen, möglichst weit und, wenn es geht, möglichst lange; egal wohin, sagen wir, nach Warschau, oder noch besser, nach Berlin, idealerweise natürlich nach Basel. Und wenn du all das nicht gesehen, nicht miterlebt hast, wenn du nie durch diese schwarzen Gassen gewandert bist, wie kannst du dann überhaupt von einer neuen europäischen Identität sprechen? Von guter Nachbarschaft, von Beziehungen? Was kannst du überhaupt von diesen Menschen wissen? Davon, was sie von ihren älteren Freunden, den Banditen, gehört haben, die vor zehn Jahren hier jede Fernstraße kontrollierten? Auch sie wiederum wussten nichts von denen, mit denen sie das Territorium teilten, sie sahen in ihnen nur eine potentielle Bedrohung für ihr Business, ihnen unverständliche Vertreter einer fremden Sprache, die viel mehr Glück hatten als wir alle, weil sie nicht mehrmals im Monat die Staatsgrenze überwinden, Zoll bezahlen und sich Schießereien mit ihren Konkurrenten liefern mussten. Deshalb sind alle unsere Kenntnisse und unsere Vorstellungen nur eine mehr oder weniger anständige Sammlung von Stereotypen. Die wir beim Umgang miteinander anwenden, die wir jedes Mal hervorkramen, wenn sich die Möglichkeit ergibt, von Partnerschaft und Integration zu sprechen.

A propos Integration, zum Beispiel. Inwiefern geht mich das überhaupt etwas an? Der Versuch einer Verständigung läuft jedes Mal auf die Nacherzählung irgendeiner hanebüchernen Information hinaus, die – wie mir immer scheint – der westlichen Zivilisation die Augen für unsere wundervolle Republik öffnen soll. Wie viele Male mussten die Korruption in den höchsten Ebenen der ukrainischen Regierung und die Unterschiede in der Aussprache der russischen und ukrainischen Namen angesprochen werden. Wie viele österreichische Rentner waren davon zu überzeugen, dass die demokratischen Prozesse in der ukrainischen Gesellschaft stabil und irreversibel sind. Von wie vielen Schweizer und deutschen Bibliophilen musste ich mir Zweifel an den Aussichten der Marktwirtschaft angesichts des Machtkampfs der Oligarchen anhören. Am meisten wunderte mich immer, dass man ausgerechnet mich danach fragte. Dennoch wäre es unhöflich gewesen, gar nicht auf diese Fragen zu antworten. Ständig galt es, einen Kompromiss mit dem Gewissen zu schließen und über die Reprivatisierung und die Probleme der Zweisprachigkeit zu referieren. Aus all diesen zahlreichen Begegnungen und Gesprächen ist mir klar geworden, dass die meisten westlichen Leser an der ukrainischen Literatur vor allem die Frage der Korruption, des Totalitarismus und der Folgen der Katastrophe in Tschernobyl interessiert. Und ich kann nicht behaupten, dass ich keine Antworten auf diese Fragen hätte!

9.

Nach dem Konzert in Wien trat ein Journalist auf uns zu. Er wirkte überzeugend und kompetent. Er nahm mich zur Seite.

„Hören Sie“, sagte er. „Geben Sie mir ein Interview?“

„Warum nicht,“ antwortete ich. „Waren Sie denn auf unserem Konzert?“

„Ja,“ sagte der Journalist. „Aber das meine ich nicht. Wir brauchen ein Interview über den Totalitarismus.“

„Und das Konzert?“

„Nein,“ blieb er steif und fest. „Über den Totalitarismus.“

„Dann vielleicht zuerst über den Totalitarismus,“ handelte ich, „und dann ein bisschen über das Konzert?“

„Nein, nein“, wehrte er ab. „Lassen Sie uns über den Totalitarismus reden. Bei Ihnen hat doch jemand unter dem Totalitarismus gelitten?“

„Bei mir?“ fragte ich nach.

„Ja, bei Ihnen.“

„Zweifellos,“ versicherte ich ihm. „Mein Großvater väterlicherseits.“

„Wunderbar,“ freute er sich. „Können Sie uns von ihm erzählen?“

„Mach ich,“ stimmte ich zu.

„Können Sie uns das auch auf Deutsch erzählen?“ komplizierte der Journalist die Aufgabe.

„Auf Deutsch? Besser nicht. Mein Wortschatz ist zu klein, ich kenne zu wenig Verben. Mit einem so geringen Vorrat an Verben kann man kaum etwas Interessantes über den Totalitarismus sagen. Das mach ich doch lieber auf Ukrainisch.“

„Nein, nein,“ sagte er unbeirrt. „Wir haben schon sehr viele Aufzeichnungen auf Ukrainisch. Wir brauchen noch etwas in deutscher Sprache über den Totalitarismus.“

„Na meinetwegen,“ gab ich nach.

„Und Ihre Kollegen,“ sagte er mit Blick auf die Musiker, „können die etwas zu dem Thema sagen? Vielleicht hat bei ihnen auch jemand unter dem Totalitarismus gelitten?“ fragte er hoffnungsvoll.

Auch ich schaute zu den Musikern hinüber, die gerade die zweite Kiste Bier leer machten, während ich mich hier über die lastende Vergangenheit des Totalitarismus ausließ.

„Nein,“ sagte ich, „bei ihnen hat niemand gelitten.“

„Na gut,“ sagte der Journalist enttäuscht. „Also was können Sie erzählen? Wann haben Sie zum ersten Mal etwas vom Totalitarismus erfahren?“

„In der Kindheit,“ erwiderte ich nach einigem Nachdenken.

„In der Kindheit?“ wunderte er sich. „Sie wussten schon als Kind etwas vom Totalitarismus?“

„Ja.“

„Und von wem haben Sie das damals erfahren?“

„Von meinem Opa,“ antwortete ich wahrheitsgemäß. „Mütterlicherseits.“

„Er hat das mit eigenen Augen gesehen?“

„Ja.“

„Und was?“

„Nichts. Er war Stalinist.“

„Wer?“

„Stalinist,“ erläuterte ich. „Ein Anhänger Stalins.“

Der Journalist sah mich an, als wollte ich meinen eigenen Opa anschwärzen.

„Wie denn das?“ fragte er verständnislos. „Ein Mensch hat den Totalitarismus durchlebt und bleibt ein Anhänger Stalins?“

„Ja,“ versuchte ich ihn zu überzeugen.

„Können wir denn ein Interview mit Ihrem Großvater machen?“ fragte der Journalist unerwartet.

„Wohl kaum,“ erschrak ich.

„Wir kommen auch gern zu ihm“, versicherte mir der Journalist.

„Es geht nicht,“ bat ich.

„Warum?“

„Er ist völlig taub,“ erklärte ich.

Der Journalist nickte voller Verständnis, mit einem Blick der sagte: Klar, ein Opfer des Totalitarismus, also taub.

„Genau,“ fuhr ich fort. „Er wird Sie deshalb gar nicht verstehen. Lassen Sie mich kurz in seinen Worten...“

Im Westen kann man sehr leicht Karriere machen, wenn man die gestellten Fragen korrekt beantwortet. Hauptsache, man muss danach nicht mehr in die Heimat zurück.

10.

Was bleibt uns nach alledem? Unsere Erinnerung und unsere Erfahrung. Die Erinnerung raubt uns die Illusionen, die Erfahrung lässt uns die Hoffnung. Die Orte, an denen wir geboren wurden und aufwuchsen, werden durch die Orte ersetzt, an die es uns verschlug und an denen wir uns für längere Zeit eingerichtet haben. Länder, die wir für uns entdecken wie alte Bücher, die Bewohner fremder Megapolen, die wir beobachten wie Kinohelden; ohne ihre Motivation recht zu verstehen, observieren wir ihr Verhalten. Grenzen, die wir unzählige Male überwinden und die eigentlich nicht trennen, sondern isolieren und uns die Möglichkeit geben, uns aus gehörigem

Abstand voneinander zu betrachten. Es liegt mir fern, etwas gegen die Grenzen zu sagen. Meiner Erinnerung liegt nichts an den Grenzen, ebenso wenig wie am Totalitarismus oder der Korruption. Meiner Erinnerung liegt etwas an den tiefen Wolken über den Häusern von Budapest, den grauen Wogen der Donau, die von Wasserleichen leben, von Menschen ohne Herz und ohne Schuhe, die schwarz geworden sind von der Nässe, ohne Armbanduhr und ohne die Hoffnung auf Heimkehr. Meiner Erinnerung liegt an dem alten Schachspiel, auf dem die Türken in Tempelhof spielten, meiner Erinnerung liegt an den Schiffen in Hamburg, deren Rümpfe so grell leuchteten wie Weihnachtsapfelsinen. Alles andere kümmert mich wenig, in allem anderen kenne ich mich schlecht aus, deshalb versuche ich, nicht darüber zu sprechen. Ich spreche lieber über zweifelhafte Dinge, denn Gespräche über zweifelhafte Dinge haben immer eine gewisse Leichtigkeit. Was bleibt mir mit meiner Familienmythologie? Es bleibt mir nur, diese wundersamen Geschichten aus dem vergangenen Jahrtausend immer von neuem zu erzählen als das Innigste und Anekdotische, bar jeden Sinns und geschützt vor Zersetzung und Vergessen. Meine Erinnerung braucht keine Genauigkeit, sie braucht Leidenschaft und das Feuer, das zwischen den Planeten entflammt, über den kleinen Städtchen Osteuropas, und unsere Träume von innen erhellt, das diese unsere Träume grell und kostbar macht. Das wichtigste sind deine Träume – alles andere kannst du dir ausmalen.

Ich saß in dem Hotel in Ostberlin, eines frischen Septembermorgens. Meine Sachen hatte ich schon am Abend zuvor gepackt. Ich musste hier weg. Draußen auf dem Alexanderplatz sah man den Fernsehturm. Hinter mir standen die Gespenster von Freunden, die in den Vororten von Warschau erschossen worden waren. Sie trugen karierte Jacketts und affige Hüte. Besorgt betrachteten sie meine Reisetasche.

„Nein,“ sagte einer, „damit kommst du nicht durch. Sie werden es finden.“

„Scheiße, von wegen,“ warf ein anderer ein. „Er schafft das. Hauptsache, keine Panik.“

„Damit kommt er nicht durch,“ beschwor ihn ein anderer. „Sie finden es, du wirst sehen.“

„Finden sie nicht,“ sagte ärgerlich ein anderer. „Und wenn doch, wo ist das Problem? Dann schmiert er sie eben.“

Und sie lachten zufrieden. Der Morgen war mild. Der Himmel wärmte die roten Dächer und die leeren Straßen von Berlin. Die Luft roch herbstlich nach Raureif. Die Sonne kam mir entgegen. Mir, das heißt, nach Westen.

Deutsch von Olaf Kühl